

Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettler : vom Mai 1803 bis Ende des Jahres

Autor(en): **Türler, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **34 (1928)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-129948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettler.

Vom Mai 1803 bis Ende des Jahres.

Mitgeteilt vom Herausgeber*).

Der Abbruch der zarten Beziehungen Karl Stettlers zu Rosa Süß im März 1803 förderte bei dem Enttäuschten den Entschluß, auf eine Verbindung mit der wankelmütigen Geliebten zu verzichten; er konnte aber sein wundes Herz nicht so bald beruhigen, allzu vieles erinnerte ihn an die Verlorene, ob schon er sich bemühte, alles zu vermeiden, was ihn an sie erinnern konnte. Da spielte im Mai die 18jährige Schwester der Rosa, Luise Süß, die in der Familie Fischer von Mür im „Fischerhübeli“ auf dem Brückfeld Aufnahme gefunden hatte, ein wenig den deus ex machina. Das kluge Mädchen, dessen Liebenswürdigkeit und Verstand Stettler schon mehrmals hatte rühmen hören, das er aber persönlich noch gar nicht kannte, wandte sich mit einem Schreiben, ohne Wissen der Schwester, an ihn und verteidigte diese gegen den Vorwurf der Untreue, mit welchem man den gewesenen Liebhaber habe be-

*) Vgl. die Jahrgänge von 1910—1927, speziell den letzten. — Wir verdanken Herrn Architekt W. Stettler-v. Graffenried die Mitteilung des Originals aufs beste. S. die Anmerkungen am Schluß.

ruhigen wollen. Sie versicherte, Rosa sei nur durch ihre Abhängigkeit verhindert gewesen, ihre Freundschaft zu bezeugen. Der junge Patrizier hatte große Achtung für die Aufopferung der Schwester und beteuerte, daß das unbegreifliche Verhalten der Rosa ihm großen Schmerz verursacht habe, daß er sich aber nun in sein Schicksal ergebe. Die Erwiderung des Mädchens lautete resigniert, indem sie die Unentschlossenheit der Schwester zugab, aber auch an der Wahrheit der Mitteilungen des Betters Ulrich zweifelte. Dann suchte Frau Steiger den zerrissenen Faden wieder zu knüpfen, indem sie mal, ohne Ahnung der Rosa, mit ihr und den Kindern eine Spazierfahrt nach Köniz in das Haus Stettlers machte, jedoch, da der Eigentümer abwesend war, unverrichteter Dinge abzog. Einige Tage nachher kam die Magd Steigers, der gewesene Liebesbote Elseli, unter dem Vorwande nach Köniz, die Köchin und den Bedienten Stettlers, ihren Better, zu besuchen. Stettler konnte sich nicht enthalten zu fragen, ob Rosa ihn wirklich vergessen habe, was Elseli lebhaft verneinte. Obschon er wieder Zweifel an der Aufrichtigkeit der Liebe der Herrin äußerte, trug er dem Boten einen freundlichen Gruß und die Mitteilung an jene auf, er habe sie nicht vergessen. Das alles entfachte wieder die zurückgehaltene Glut im Herzen des Berners, der in seinem Entschlusse zu wanken begann. Etwas später gab eine zufällige Begegnung mit Elseli, die die Kinder Steiger am Rande des Bremgartenwaldes spazieren führte, Stettler die Gelegenheit, etwas von Rosa zu vernehmen, aber auch zu wiederholen, daß die

Verbindung gelöst sei, besonders weil er auf seinen letzten Brief vom März keine Antwort erhalten habe. Das provozierte ein Schreiben der Unvergessenen, worin sie in rührendem Tone von ihrem gestörten Seelenzustande sprach und die Wunde nicht wieder aufzureißen erklärte. Die Antwort hierauf lautete zum Teil ausweichend, zum Teil freundschaftlich und stellte die Wiederaufnahme des Briefwechsels in Aussicht, was aber resigniert abgelehnt wurde; sie wünsche nur, daß ihr Freund bei Begegnungen ihr nicht ausweiche und sie dadurch unglücklich mache. Wenn er aber in fremde Kriegsdienste gehe, werde sie ihren früheren Entschluß (in ein Kloster zu gehen) ausführen. Damit trat wieder ein Stillstand in den Beziehungen der beiden ein. Uebrigens hatte der nun 30jährige bei einer gefälligen Person in der Stadt Zerstreung gefunden.

Zu Ende Juli zog der biedere und geistreiche Freund Anton v. Graffenried *) für einige Wochen als Pensionär in Stettlers Haus und gewährte dem Hausherrn manche in traulicher Unterhaltung vergnügt und angenehm verlebte Stunde. Stettler besuchte auch oft den Rauchleist, der damals seinen Sitz im Erdgeschoß des Hauses unterhalb des „Falkens“ an der Juden-(= Amthaus)gasse hatte.

Die Freunde Stettlers bemühten sich ihrerseits, einen Ersatz für die schöne Schwyzerin zu finden. Der Major Bernhard Lentulus brachte aus Freiburg einen Gruß von Ninette de Berlance (= Ninne-Anna de Castella de Berlens), und Freund Karl

*) S. Jahrgang 1925, S. 158.

Fischer von Reichenbach, der sich wie sein Bruder Ludwig eben im Sommer verheiratete, empfahl wieder eine Heirat mit der liebenswürdigen Julie v. W(attenwyl), wovon aber nach einem frostigen Empfang von Seiten ihres Vaters im Hause der Stiefmutter Stettlers, der Generalin von Wattenwyl, nicht mehr die Rede sein konnte. Noch rascher war das Projekt der Frau Oberst Mutach in Weitwil erledigt, als sie eine vermögenslose Verwandte St(eiger), deren Neuzeres nicht das Gefallen Stettlers fand, in Vorschlag brachte.

„In den ersten Tagen des Brachmonats hatten einige Besuche bei meinem Nachbarn Mutach zu Holligen, und seiner sehr schönen, liebenswürdigen und einnehmenden jungen Gattin wieder ein reizendes Bild von ehelichem Glück vor meine Seele geführt und in derselben die entschlummerten Heirathsgedanken von neuem gewekt. Jetzt erinnerte ich mich, wie ich mehreremahle — besonders von meinem vertrauten Freund Karl Fischer die liebenswürdigen Eigenschaften einer Fr. Charlotte v. G., einer Schwester meines theuren, bei Neuenegg gefallenen Jugendfreundes Bernhards v. G. hatte rühmen und erheben gehört, ihre blühende Schönheit, ihre ungemeine Sanftmuth, ihr stilles, bescheidenes, einnehmendes Wesen, ihr schönes, gutes Herz, vereinigt mit einem zwar nicht bedeutenden, doch aber zu unseren Bedürfnissen hinreichenden Vermögen. Ich beschloß, einen Versuch zu wagen, allein, da ich sie nun nicht von Person kannte, zuerst doch noch über ihre Verhältnisse nähere Erkundigungen einzuziehen. Zu diesem Ende wandte ich mich geradezu an

meinen Freund und Better Viktor v. G., der auch ihr Vormund war. Dieser äußerte sich sogleich frehmüthig: er glaube nicht, daß meine Bewerbung bey dem Fräulein, oder bey ihren Verwandten große Schwierigkeiten finden würde; wenigstens würde er mit aller Freude dazu helfen, auch wisse er von keinem Nebenbuhler; hingegen könne er mir als Freund nicht verhehlen, daß das Fräulein bey vielen körperlichen Reizen, einem ausnehmend guten Karakter, ungemein viel Herzensgüte und Sanftmuth, mit einem zimlichen Hang zu romantischer Empfindsamkeit und schwärmerischem Gefühl behaftet sey, dazu auch mit einer etwas schwächlichen Constitution, die villeicht das Landleben nicht würde ertragen können, desselben auch nicht gewohnt und daher zur Führung eines ländlichen Hauswesens kaum geeignet und geschickt wäre, so daß er nicht glaube, daß sie mir anstehen könnte. Oher würde er mir daher ihre jüngere Schwester anrathen, die mit ebenso vieler Schönheit, weit mehr Gesundheit, Lebhaftigkeit und Thätigkeit verbinde; an Vermögen besitze sie aber nicht mehr als 15,000 Pfunde. Jetzt wußte ich schon mehr als genug, um von meinem Plan gänzlich zurückzutreten. Auch schien mir ein Vermögen von 15,000 Pfunden ein allzu geringer Preis für meine Freyheit. Jetzt, wo die Stimme des Herzens schwieg, behauptete der Magen sein volles Stimmrecht. Ich dankte dem wackeren Better für seine freundschaftliche Frehmüthigkeit, nahm seinen Vorschlag scheinbar zu bedenken, und entfernte mich. Wir sprachen nie mehr von der Sache. Die arme Charlotte verheyrathete sich nicht und starb anno 1820 wahnsinnig.“

Dann wurde eine Jungfer Margret von E(rlach) vorgeschlagen, „ein zwar edles, gutmütiges, häusliches, treffliches Frauenzimmer, allein so reiz- und geistlos und dazu von so geringem Vermögen, daß ich auch nicht von ferne an eine Verbindung mit ihr gedacht hätte, obwohl ich dem Anscheine nach wenig Schwierigkeiten gegen allfällige Wünsche würde angetroffen haben.“

Eines Tages im Oktober lud Ludwig Fischer in Reichenbach Stettler zugleich mit dem Freunde Anton von Grassenried zu sich zum Essen ein. Der erste ging ungern hin, tröstete sich aber damit, seinen vertrauten Freund Karl Fischer zu treffen. „Allein mächtig kehrte der Unmuth ein, als dieser nicht da war, und statt seiner ein mir unbekanntes Frauenzimmer in einem Fuhrwerk angefahren kam, um mit Fischers Gattin und L(isette) (Fischers Schwester) und uns zu speisen. Vollends aber erreichte meine Mißstimmung den höchsten Grad, als mir Grassenried ins Ohr raunte, das angekommene Frauenzimmer sey eine Jungfer Henrioud, eine vertraute Freundin der Frau Fischer, und deren Gatte, Freund Ludwig, hätte sich unlängst gegen ihn geäußert, dieselbe könnte eine schiffliche Parthen für mich seyn. Jetzt ward's mir auf einmahl klar, oder vielmehr braun und blau vor den Augen. Also war nicht ein Freundschaftsmahl, sondern eine Heyrathsabzicht der Zweck dieser Einladung, um den ich das höchste mir wünschbare Vergnügen, eine Zusammenkunft mit dem theuersten Wesen der Welt hingegeben hatte. Dieser Gedanke erfüllte mich mit einem tiefen Erger und Mismuth, den ich kaum zu bergen vermochte. Am Tisch beim

Mittagessen kam nun Fr. Henrioud wirklich neben mich zu sitzen, und behandelte mich so höflich und zuvorkommend, daß, als sie meine Verlegenheit bemerkte, sie mich sogar zuerst anredete, und sich sehr viele Mühe gab, den Stoffisch ähnlichen Nachbar zu unterhalten. Sie war wirklich ein artiges, hübsches, sanftes, gebildetes Frauenzimmer. Allein, um ihren Vorzügen volle Gerechtigkeit widerfahren, und Eindrücke erhalten zu können, mußte man kein von einer Rosa bereits beherrschtes Herz haben, und keine L. neben ihn setzen, die zwar wieder schön und reizend wie Nebe, allein heute auch kalt und ernst wie Minerva erschien. Frau Fischer, eine geistreiche, verständige Frau schien auf jeden Blick und jedes Wort zu lauschen. Aber Spannung, Zwang und Verlegenheit schien aus allen Gesichtern zu sprechen, und die wegen der wenigen Kenntniß der Fr. Henrioud in der deutschen Sprach meist französisch geführte Unterhaltung blieb so ganz auf bloße Redensarten beschränkt, trocken und mager, daß Jedermann froh schien, als man vom Tische aufstand, und die Gesellschaft sich trennen konnte. Noch vor dem Abendessen brachen Graffenried und ich auf, um nach der Stadt zurückzufahren.“

Das Herz Stettlers war allerdings, wie er sagt, wieder von der Schwyzerin beherrscht. Das war so gekommen. Bei einer Begegnung der Schönen zu Ende August auf der Straße verriet diese, die den Gruß des Patriziers nur mit einer stummen Verneigung erwiderte, durch ihr ganzes Aussehen eine trübe Niedergeschlagenheit, was auch das Herz des letztern beschwerte. Als er nach wenigen Tagen von

der Hand der Teuern eine kurze Empfehlung für Elseli als Nachfolgerin der alten Köchin in Köniz mit der Unterschrift „Ihre aufrichtige, aber unglückliche Freundin“ erhielt, war der Kampf zwischen Kopf und Herz endgültig zugunsten des Herzens entschieden. „Wie ein aufgeschwollener Strom endlich mit unwiderstehlicher Gewalt den ihn bis dahin einzwängenden Damm durchbricht und unaufhaltsam mit seiner wilden Fluth über die Gefilde dahertwogt, so durchbrach jetzt die lange zurückgehaltene Liebe die von Mißtrauen, Unmuth und Besonnenheit mühsam aufgebauten Schranken und wallte und strömte über alle Hindernisse weg wieder der Theuren, Unvergesslichen zu. Sie war unglücklich — die edle, herrliche Rosa — unglücklich, ohne Zweifel durch meine Schuld und um meinetwillen! Vor diesem einen Gedanken verschwanden, verstoben, versanken alle Bedenken, alles Mißtrauen, alle Erinnerungen. Jetzt gedachte ich einzig noch der mir von Gewissen und Liebe aufgelegten heiligen Pflicht, die schwere Schuld durch jedes Opfer wieder gut zu machen. Diese zu erfüllen, sollte mich nichts auf der Welt mehr abhalten.“ Ein die heißeste Leidenschaft atmender Brief offenbarte der Geliebten diese Gefühle, aber die Antwort lautete sehr kühl und verwies den Ungestümen an die Schwester Luise. Die heimliche Unterredung mit der letztern verschaffte wieder Beruhigung. Sie theilte mit, die Schwester schein nun ganz entschlossen zur Verbindung, wenn nur der Onkel Ulrich seine Einwilligung gebe. Bedenklich sei es, daß durch die Heirat das Fortkommen des Geliebten in Bern gehindert werden könne und daß in Schwyz ein

schlimmer Eindruck erweckt werde, besonders da dem Vernehmen nach die jetzige Regierung in Bern den Katholiken nur ein Zimmer für ihren Gottesdienst einräumen wolle. Auf alle Fälle wünsche die Schwester, daß sich der Berner um einen Dispens beim Bischof von Freiburg bewerbe. Die ganze Abmachung müsse noch geheim gehalten werden.

Stettler war zufrieden. Der eine Stein des Anstoßes wurde Mitte September durch den Kirchenrat aus dem Wege geräumt, als dieser auf eine Anfrage des Staatsrates einstimmig erklärte, der katholische Gottesdienst könne ohne Bedenken auf dem bisherigen Fuße fortgesetzt werden. Daß dabei die Bedingung gestellt wurde, daß die Kinder protestantischer Väter dem Glauben des Vaters folgen müßten, war Stettler nur recht.

Am 1. Oktober endlich konnte der Schmachkende zum ersten Male wieder nach sieben Monaten die Geliebte persönlich sprechen, indem er sie vom Narbergertor bis zum Beaulieu-Gut begleiten durfte. Er hielt die Wiedergewinnung der Verlorenen für eine fast augenscheinliche Fügung der himmlischen Vorsehung und war beglückt durch ihre Heiterkeit; sie erschien ihm so schön und blühend als je. Im gestattetem Handfuß lag ein Berg von Wonne, der giftige Wurm des Mißtrauens war beseitigt.

Bald reiste die Familie Steiger zur Weinlese nach ihrem Gute im Wistenlach. Rosa hielt sich dort vom Feste, das der Herr von Berlenz seinem Gaste, dem General Mey, gab, fern und ebenso von einer Tanzpartie im Hause Imhoof. Sie schrieb,

sie sei auch ohne des Vaters Einwilligung bereit, Wünsche ihres Freiers zu erfüllen, „aber,“ fuhr sie fort, „wie können wir einen so ernsthaften Briefwechsel führen, da Ihr doch, wie man mich versicheret, in einer Euch vortheilhaften Verbindung stehet“. Sie werde gerne vor einer andern vorteilhafteren Partie zurückstehen. Stettler konnte mit dem besten Gewissen antworten, er habe alle früheren Heiratspläne aufgegeben. Die veränderte Stellung der Tochter zum Vater hatte ein bigotter Brief des letztern herbeigeführt. „In den dringendsten Ausdrücken ermahnte er sie, von ihrer vorhabenden Verbindung abzustehen, stellte ihr die Heiligkeit der alleinseligmachenden Religion und die Verdammniß aller derjenigen vor, die nicht nach den Vorschriften dieser von Christus selbst gestifteten Religion lebten, indem es nur einen Gott, nur eine Taufe und folglich auch nur einen wahren Glauben geben könne, versicherte übrigens, er habe gegen meine Person nichts, zweifle auch nicht an meiner Rechtschaffenheit, noch an dem beidseitigen Lebensglück, das wir in dieser Ehe finden würden, allein am Rande des Grabes würde sich dies alles verlieren; — auch möge sie bedenken, wie es dann mit ihrem und ihrer Kinder Glück aussehn werde, und schloß endlich mit der Erklärung, er würde nicht ihr christlicher rechtschaffener Vater sehn, wenn er diesen ihren Entschluß gut hieße, daher weder die Einwilligung ihres Beichtvaters, noch selbst die des Bischofs ihn würde bewegen können, seinen Vatersegen zu einer Verbindung zu geben, die so unheilige Folgen haben müßte“. Immerhin war der Protestant für die Zukunft ein wenig beunruhigt, in-

dem bei späterem allfälligem Mißgeschick sich die Frau Gewissensbormwürfe machen könnte.

Die Mutter Jüz im Schwand, die einige Zeit unpäßlich war, erklärte sich nun mit dem Heiratsprojekt einverstanden, wenn ihr Bruder in Luzern auch zustimme. Da dieser auch keine großen Bedenken mehr äußerte, war auch dieses Hindernis beseitigt. Der Onkel Stettler äußerte zwar nicht mehr Beifall, machte jedoch nur geringe Einwendungen geltend. Herr und Frau Steiger endlich gaben ihre Einwilligung, so daß zu Ende des Jahres ernstlich das Frühjahr als Zeitpunkt der Heirat in Aussicht genommen wurde. *) Durch die um die Mitte des Septembers erfolgte Wahl Stettlers zum Sekretär des Kirchenrates war seine ökonomische Lage etwas verbessert worden. Seine Erinnerungen enthalten darüber folgendes:

„Bereits vor etwas Zeit war mir angerathen worden, mich für das durch die Beförderung meines Freundes Albrecht Stettler auf die Amtschreiberey Wangen verledigte Sekretariat des Schul- und Kirchenraths zu bewerben, mit welchem bey sehr weniger Arbeit eine Besoldung von L. 300 verbunden sey. Eine lange Reihe von Bedenklichkeiten erschwerten mir jedoch den Entschluß zu diesem Schritt. Meine nun schon so lange gedauerte Abgewöhnung von aller derartigen Arbeit und daherige entschiedene Ab-

*) Charakteristisch für die Zeit war das Geschenk, das das Paar sich gab: er schickte ihr seine von seinen Haaren angefertigte „Namenschiffre“ und sie sandte ihm einen von ihr selbst verfertigten Tabakbeutel mit Flocken von ihren eigenen Haaren.

neigung dagegen, dazu das Gefühl meiner Untüchtigkeit besonders zu dieser Stelle durch meinen gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung, sowie nun auch der Uebung in schriftlichen Arbeiten; — der so trofene, ernste, meinem Geist so ganz fremde Geschäftskreis, und endlich auch das aus den ehrwürdigsten Magistraten und Geistlichen bestehende Personale, vor welcher Klasse von Leuten ich eine ehrerbietige Scheu trug, fast wie der Bauer vor dem Husaren. Hingegen sprach der durch meine Liebesgeschäfte in zimlich schwindfüchtigen Zustand gerathene Beutel ein gestrenges, gebieterisches aut, aut, vor dem meine Bedenklichkeiten verstummen und sich dem Gebote der Nothwendigkeit unterziehen mußten. Ich entschloß mich daher, mich zwar für die Stelle in der Kanzley einschreiben zu lassen, allein keinen einzigen Bewerbung= oder Empfehlungsschritt dafür zu thun. Um so viel größer war meine Ueberraschung, als mir einst gegen die Mitte des Herbstmonats des Abends bey meiner Nachhausekunft eine von meinem Nachbar, dem Sekelmeister Jenner hergesandte Karte übergeben ward, welche die Nachricht enthielt, ich sey zum Sekretär des Kirchenraths gewählt worden, und solle mich zu diesem Ende Morgens um 8½ Uhr bey Herrn Rathsherrn von Muralt einfinden. Meine Bestürzung über diese unerwartete Gunst war größer als meine Freude. Doch wirkte auch der Gedanke beruhigend und ermunternd auf mich, daß durch diese Anstellung und Besoldung wenigstens wieder ein Stein des Anstoßes auf der Bahn zur Verbindung mit Rosa weggeräumt sey. — Am folgenden Morgen fand ich mich daher richtig bey dem Rathsherrn von

Muralt ein und wurde von diesem alten wohlmeinenden Freunde meines sel. Vaters und unseres Hauses freundlich empfangen. Er eröffnete mir nun förmlich meine Ernennung mit dem Auftrage, um 9 Uhr bei der Sitzung des Kirchenrathes zu erscheinen. Mit einem peinlichen Gefühl von Schüchternheit und Unbehülflichkeit trat ich in die Versammlung, deren erster Anblick wenig geeignet war, mir Trost und Ermunterung einzuflößen. In Abwesenheit des Schultheißen von Mülinen als Präsidenten, saß da als Vizepräsident der greise Rathsherr Viktor Effinger, in seiner schneeweiß gepuderten, gelockten und gekräuselten alten Rathsherrenperücke, nicht sowohl durch glänzende Geistes Eigenschaft, als vielmehr durch Herzengüte, Biederkeit, Vaterlandsliebe, Pflichttreue, und auch geistige und wissenschaftliche Bildung, einer der achtungswertesten Männer, die mir in meinem Leben vorgekommen sind; Neben ihm der eben nicht durch Geist und wissenschaftliche Kenntnisse, wohl aber durch Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit sich auszeichnende Rathsherr von Muralt; der unter einem trockenen, strengen Aeußeren vielen Verstand, Wohlmeintheit und heitern Edelsinn bergende Rathsherr Friedrich von Graffenried, vom Stadtbach; von der Geistlichkeit, der hohe gelehrte, dabei aber weltkluge, gewandte und etwas stolze Dekan Jth; der geistreiche, lebhaft Professor, nachherige Dekan, Risold, und endlich Professor Zehnder, eine lange, hagere Gestalt, mit einem von Blatternarben furchtbar entstellten Gesicht, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und trefflicher politischer Gesinnung, dabei aber von schroffer, roher, um Anstand und Sitte sich wenig küm-

mernder Geistesart, der bald nachher, noch im besten Mannesalter, durch den Trunk sich eine tödliche Auszehrung zuzog. Alle bezeigten mir indeß wohlwollende Nachsicht. Dennoch saß ich da wie auf Kohlen oder Dornen, mit einem niedererschlagenden Gefühl von Unbehülfslichkeit. Wohl fanden da die Worte der Schrift: Wie kommt Saul unter die Propheten, ihre volle Anwendung auf mich, den nun da als gehorsamer, unterthäniger Schreiber vor so ehrwürdigen Männern sitzenden stürmischen Insurgentenführer und leichtfertigen Genießer. Ich verwünschte die Stunde, wo ich mich zur Bewerbung um diese meinem Geschmac und meinen Fähigkeiten so wenig angemessenen Stelle entschlossen und die hohe Gunst, die mir solche so unverdient und unvermuthet anvertraut hatte, welcher ich jetzt bei nächster Gelegenheit mich wieder zu entziehen vornahm, als ich nun nach 3 Stunden ausgestandener tödlicher Langeweile endlich mich befreht sah. Doch bald lernte ich, in mein Schicksal mich fügen, und in kurzer Zeit erwarben mir Fleiß, Pünktlichkeit, nebst einer glüklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe das Vertrauen und die Zufriedenheit dieser meiner Oberen in so hohem Grade, daß in Zeit von 15 Jahren, während denen ich dann diese Stelle bekleidete, kaum zehn Arbeiten als untauglich zurückgewiesen worden sind, wobei indeß zu bemerken ist, daß wichtige Aufsätze wissenschaftlichen oder kirchlichen Inhalts stäts von Mitgliedern der geistlichen Bank übernommen wurden.“

Auch einige Familiennachrichten geben uns die Erinnerungen jener Zeit, so: „Gegen Ende des Brachmonats verreiste mein theurer Stiefbruder Friedrich

nach dem Willen seiner Mutter und seines Stiefvaters, des Obersten von Wattenwyl, in den englischen Dienst, allein, sonderbar genug, nicht zum Regiment des Lektorn, sondern zum Regiment von Koll. Diese Abreise des hoffnungsvollen, die glücklichsten Anlagen des Kopfs und des Herzens vereinigenden Jünglings schmerzte mich tief. Von seiner Kindheit an hatte uns ein enges Band gegenseitiger inniger brüderlicher Liebe vereinigt. Ich sah ihn nicht wieder. Schon nach einigen Jahren fand er den Tod in Egipten bey einem unglücklichen Treffen der Engländer wider die Türken“.

„Am 14. November wohnte ich der Taufe des Sohns meines Bruders bey, wo derselbe den Namen Gottfried Rudolf erhielt. Die nemliche Frau Mutach trug ihn zur Taufe, die jetzt eben vor 30 Jahren mich zur Taufe getragen. Ich wohnte der Handlung und dem Abendessen bey. Justine (die Schwester der Schwägerin) strahlte wieder im vollen zauberischen Liebreiz der Schönheit. Ihren untadelhaft gebildeten herrlichen Körper umfloß ein leichtes weißes Gewand mehr, als es die prachtvollen Formen desselben verhüllten. Aber ihr ganzes sonst äußerst anmuthiges und holdseliges Wesen und ihre so lieblichen freundlichen Züge trugen allzusehr das Gepräge des Leichtsinns und der Gefallsucht, um auf ein mit dem Bilde Rosa Zük erfülltes Herz Eindruck machen zu können.“

„In den ersten Tagen des Christmonats war auch mein werther Better Gottlieb, von Longwy her, dem Aufenthalt seiner Eltern, in Bern angelangt und hatte mir Nachricht von seiner nun ebenfalls allda

wohnenden Schwester, der mir immer noch unvergeßlichen Melania, mitgebracht, wie dieselbe noch immer meiner gedanke, mit ihrem jetzigen Gemahl aber sehr glücklich lebe und erst vor kurzem Mutter eines munteren Knaben geworden sey, was mich mit herzlicher Freude für die Gute erfüllte.“

* * *

Wir können die andern kulturhistorischen Nachrichten dieses Zeitraumes unmöglich übergehen. Hier sind sie:

„Am ersten Dienstag des Maymonats fand zum erstenmahl seit Anno 1797 wieder das Volksfest des Papaganhschießens auf der Schützenmatt statt. Die ganze Bevölkerung aller Stände bezeugte durch zahlreiche Anwesenheit ihr Vergnügen und ihre lebhafteste Teilnahme an dieser Wiedereinführung alter Übung. Auch Rosa bemerkte ich von ferne unter den Zuschauern, nicht ganz ohne Herzklopfen, doch ohne bedeutenden Einfluß auf meine Gemütsruhe. Rudolf Tschiffeli erhielt jetzt wieder die königliche Würde.“

„Um die Mitte des Heümonats zogen in Bern die ersten unter der jetzigen Regierung errichteten Truppen ein. Zwen Compagnien Oberländer unter den Hauptlütten Rudolf May von Allmendingen und Rudolf von Wattenwyl von Oberhofen. Sie trugen kurze Röcke von elber Landesfarbe, mit hellblauen Aufschlägen und Hosen, nebst einem runden auf der Seite aufgeschlagenen Hut, als damahlige Cantonsuniform.“

Um gleiche Zeit waren auch durch den Kleinen Rath die Oberamtmannsstellen (der Landvogtename

schien zu aristokratisch) besetzt worden. Es erzeugte sich aber ein solcher Mangel an tüchtigen oder willigen Männern, daß die beiden Oberämter Wangen und Büren, nach dreymahligem Wahlausschlag, an 26-jährige Jünglinge vergeben werden mußten, Ersteres an meinen Freund Ludwig von Muralt, und Letzteres an den Oberst Karl May, was auf dem Land einen sehr nachtheiligen, üblen Eindruck für die gegenwärtige Ordnung der Dinge machte.“

„Von der mit Anfang des Monats in Frensburg versammelten ersten schweizerischen Tagsatzung nahm ich bey meiner Entfernung von allen politischen Angelegenheiten, wenig oder keinen Antheil.

In den ersten Tagen des Augusts fand die Huldigung an die neue Regierung statt. Unter dem Geläute aller Glocken, in feyerlichem Zug, in schwarzer Kleidung, Mantel und Degen, zogen die Behörden, unter Vortretung der Standesläufer und Weibeln in roth und schwarzen Mänteln, durch ein von der Bürgerwache, den beiden Oberländer Compagnien, dem Knabencorps, und den Waisenhauszöglingen gebildetes Spalier, von dem Rathhaus in die Münsterkirche, wo sie eine feyerliche Vokal- und Instrumentalmusik empfing. Darauf folgte eine Predigt des Obersten Dekans Jth, hernach eine Anrede des Schultheißen von Wattenwyl. Sodann leistete zuerst der Amtstatthalter Hermann, und die Gerichte den Eid, hierauf das Volk. Ein voller Choralgesang schloß die Feyerlichkeit, nach welcher die Behörden wieder in nemlicher Ordnung nach dem Rathhaus zurückzogen. Von dem Grundjatz ausgehend, wenn die Regierung wohl regiere, würde ich auch ohne Eid ihr

gerne gehorchen, widrigenfalls durch einen Eid mich nicht gerne gebunden sehen, leistete ich denselben nicht.

Um die Mitte des Monats wurden ein Mann und ein Weib durch das Schwert gerichtet. Beide hatten vor 4 Jahren schon die schwangere Geliebte des Ersteren grausam ums Leben gebracht. Die That war lange unentdeckt geblieben. Der Mann hatte sich verhehlicht und bereits drei Kinder erzeugt, als die blutige That an den Tag kam, die beide auch gleich eingestanden. Der Mann, ein schöner Jüngling, erregte durch die ruhige, ergebene Haltung und den edlen Anstand, mit dem er zum Tode ging, allgemeine Theilnahme. Er ward zuerst und glücklich gerichtet. Das Weib, ein häßliches Geschöpf, in dessen noch jetzt von der Todesangst verzerrten Zügen, Bosheit und Dummheit sich zu vereinen schienen, folgte. Da traf das Henkerschwert, nachdem es einen kurzen, dicken, tief zwischen den Schultern liegenden Hals durchschnitten, auf einen harten Steinkropf, den es nicht zu durchdringen vermochte. Ein wiederholter Streich gieng in die Schulter, ein dritter in den Kinnbacken. Der Scharfrichter verlohr nun ganz die Besonnenheit; die Zuschauer murrten und schrien laut: Die Verwundete that keinen Laut. Da eilten die Henkersknechte herbei, stürzten den Stuhl mit dem Körper um, und trennten so vollends mit Messern den Kopf vom Rumpf. Ein graufiger Anblick! Doch bedauerte Jedermann den sonst wackern und beliebten Scharfrichter.“

* * *

„In den ersten Tagen des Herbstmonats erregte ein Vorfall großes, verdrießliches Aufsehen, als ein

Beweis des Trozes und der geringen Anhänglichkeit eines Theils des Volkes an die gegenwärtige Ordnung der Dinge. Zum Oberamtman nach Arwangen war der Herrschaftsherr Hartmann zu Thunstetten ernannt worden, ein Mann zwar von Geist und Kenntnissen, allein seiner harten, etwas stolzen, oft sonderbaren und unverträglichen Gemüthsart aber wenig beliebt. Als dieser nun in der Kirche zu Arwangen die Huldigung aufnehmen sollte, fand sich der oberamtliche Kirchenstuhl mit Balsam sulphuris bestrichen, und die Kirche mit einem unerträglichen Gestank angefüllt; auch erklärten Viele, den Eid nur unter unzulässigen Bedingungen leisten zu wollen. So mußte nun die Feyerlichkeit unterbleiben. Doch wurde übrigens die öffentliche Ruhe nicht gestört. Der Staatsrath schickte sogleich eine Commission dahin, belegte wegen der Kirchenentheiligung die Gemeinde mit kirchlichem Interdikt, untersagte auf einige Zeit allen Gottesdienst allda, ließ die Hauptanstifter, zwey der angesehensten Bauern von Arwangen, Egger und Obrist, verhaften, nach Bern führen, wo sie dann mit Einsperrung und Landesverweisung gestraft wurden.“

* * *

„Am Abend des 3ten Oktobers ward die Jahresfeyer des vorjährigen Sieges bey Murten durch ein festliches Nachessen auf dem Schützenhause angestellt. Die Einnahme der Stadt Bern war bereits am 20ten Herbstmonat in Witikofen gefeyert worden: Da man aber eine Menge Offiziere, die dabey thätig mitgewirkt, übergangen, und bloß das Comité und die Vertrauten des Generals von Wattenwyl dazu bey-

gezogen hatte, so war dadurch bey Vielen großes Mißvergnügen erweckt worden. Heute ward demnach Alles eingeladen, was mit Schwert und Feder, oder auch nur mit frommen Wünschen, an jenem schönen Tag Theil genommen hatte. Abends um 7 Uhr wurde das Fest durch ein glänzendes, sehr wohl gelungenes Feuerwerk auf der Schützenmatt eröffnet. Zu gleicher Zeit flammten von allen Berghöhen ringsum, vom Sulimontweg, über den Gurten, Bantiger, und Belpberg hin, bis tief hinein in die Berge des Emmenthals, und hinauf an das hohe Alpengebürg des Oberlandes mächtige Feuer, und erleuchteten mit röthlichem Schimmer die dunkeln Thäler, und bezeügten nebst dem aus allen Gegenden erichallenden Donner der Böller und Razenköpfe die Theilnahme des Volks an der Freudenfeier dieses rühmlichen Tages. Nach 8 Uhr setzte man sich an den im großen Saal des Schützenhauses in Hufeisengestalt aufgeschlagenen Tisch, an dem aber für die auf beyläufig 130 geschätzte Zahl der Gäste der Platz etwas enge und kärglich zugemeßen war. Die Wände des Saals waren mit grünen Laubästen bekleidet, aus denen zahlreiche Wandleüchter ihre Arme herausstreckten: Oben am Ehrentisch prangten zwey kreuzweis gestellte Bernerfahnen. Mitten auf dem Tisch ein künstlicher Aufsaz, das Grabmal des beim unteren Thor gefallenen Rudolfs von Werdt. Die Offiziere des Seeländischen Aufstands — unter diesen auch ich — nebst denen die bey der Legion Koverea gestanden, und noch Einigen, besetzten das äußerste Ende des linken Flügels. Am Ehrentisch in der Mitte saßen der Schultheiß von Wattenwyl mit dem Gene-

ral von Wattenwyl (von Erlach zeigte sich nicht) und dessen Generalstab, nebst mehreren eingeladenen angesehenen Fremden. Unter diesen befand sich besonders der Prinz Karl von Mecklenburg mit seinem Gefolge, der Spanische Gesandte, Ritter von Cacamano; von Frensburg des Artilleriehauptmann Werro mit noch anderen; von Solothurn, unser Freund, Felix Sury (nachmaliger Rathsherr) von Neuenburg der Postenreißer, Hauptmann Bosset. Zum obersten Tafelmajor wurde ernannt: der Platzkommandant, Ludwig May-Sesselles, und neben ihm für den rechten Flügel, der Artilleriemajor Hortin, und für den linken, der Notarius König, Hauptmann der Bürgerwache. Da dieser nicht als eigentlicher Offizier betrachtet ward, so hatte seine Wahl durch den Schultheißen unseren Beyfall nicht gefunden, und erschwerten ihm durch Insubordination sein Amt nicht wenig. Vergebens schickte der Schultheiß einen Adjutant nach dem anderen, um uns Ruhe und Ordnung zu empfehlen: das wilde Völklein hatte seine feste Insurgentenlaune wiedergefunden, und bekümmerte sich wenig um die Befehle der bürgerlichen Obrigkeit. Doch gehorchte man willig, als sodann unter Jubelgeschrey und dem Schmettern der Musik die Gesundheit (Toaste kante man damahls nicht) auf die Feyer des dritten Oktobers, — auf die Einigkeit der neuen Eidgenossenschaft, des Prinzen von Mecklenburg, der Generale Bachmann und von Wattenwyl (auf der Mauer ward nicht gedacht), des Schultheißen, und endlich auf das Angedenken aller derer getrunken wurde, welche damahls die wiedererlangte Freyheit mit ihrem Leben und Blute bezahlten. Auf

die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Bemerkung des Tafelmajors König hin, ward jedoch letztere Gesundheit nicht unter Lärm und Gesang, sondern mit feyerlichem Ernst getrunken, wobei die plötzliche Verwandlung des wilden tobenden Lärms in stille wehmüthige Rührung auf allen Gesichtern auffallend war. Man sammelte darauf eine Steuer für die Hinterlassenen und Verwundeten, welche bey der eingetretenen weichen Stimmung der Anwesenden bey 50 Dublonen eintrug. — Bald nahm jedoch der wilde Lärm und Unordnung wieder überhand. Diese stieg, als man auf dem rechten Flügel anhub, französische Lieder zu singen. Unser ganzer linker Flügel erhob sich mit stürmischem Geschrey: Nichts französisch, nichts französisch. Alle Ermahnungen von Oben halfen nichts mehr. Wir suchten die anderen mit unseren deutschen Soldatenliedern zu übertönen. Aus Besorgniß, es möchten unter der immer unbändiger werdenden und von Insurgentengeist erhitzten Jugend Händel entstehen, bey denen ihre Würde gefährdet werden könnte, entfernten sich jetzt die Häupter und Ehrengäste einer nach dem Anderen. Mit jeder Minute stieg das Getümmel und der tobende Unfug: Flaschen und Gläser flogen wie Schwämme umher. Viele sprangen auf die Tische, worauf der Nachtsch stand: Ehe man denselben wegschaffen konnte, wurden Pasteten, Gläser und Teller zerstampft, endlich gar die Tische zusammengestürzt. Alles stürmte und brüllte wie ein Schwarm Toller durcheinander. Ich fand an dem gräßlichen Unwesen keinen Gefallen, und gesellte mich zu einem Häuflein ruhiger Becher, die in einer Ecke wieder einen Tisch aufgerichtet

hatten, und unter Gesang und traulichem Gespräch noch dem Freudenspender Bacchus huldigten.“

* * *

„Einst in den ersten Novembertagen erhielt ich einen Besuch von dem alten wackeren Dragonerlieutenant Hürsch, der Auf der Mauer nach Schwyz begleitet hatte und mit mir von da zurückgekehrt war. Derselbe beklagte sich bitter, wie er und seine politischen Glaubensgenossen von den jezigen Machthaberen im Argau verfolgt würden, und bey ihren ehemaligen Anführeren jetzt keine Hülfe noch Unterstützung mehr fänden. Wohl gab es deren, die ihrer vor einem Jahre bezeigten Anhänglichkeit an die gute Sache einen gar zu hohen Werth belegten, doch konnte allerdings nicht geläugnet werden, daß man der Erkentlichkeit an unsere damaligen Anhänger oft gar zu enge Schranken setzte. Ich konnte aber dem wackeren Greisen keinen anderen Trost geben, als die Versicherung meiner aufrichtigen Theilnahme, und eine Empfehlung an einige damahlige Anführer in Bern.“

* * *

Das Fazit des Jahres zog unser Memoirenschreiber in folgenden Worten:

„So endete sich das Jahr 1803. Ein Zeitraum meines Lebens, zwar arm für mich an merkwürdigen Ereignissen und Thaten, desto reicher aber an bitteren und frohen Erinnerungen, herben Leiden und wonnigen Genüssen, aber wichtig auf mein ganzes Leben hinaus durch seine Folgen, indem ich in demselben den Grundstein zu dem Gebäude meines häus-

lichen Lebens legte, in welchem ich nun an der Seite meiner noch immer theüren und geliebten Rosa dreh- und vierzig volle Jahre, ein von Widerwärtigkeiten zwar nicht ganz freyes, aber doch von der gütigen göttlichen Vorsehung günstig bedachtes Leben zugebracht und das Glück einer zufriedenen und vergnügten, durch unveränderte gegenseitige Anhänglichkeit und zärtliche Zuneigung beseligten Ehe in hohem seltenem Maße genossen habe.“

Anmerkungen.

Auf der Mauer, Louis, von Schwyz, 1779—1836, General 1802, General in Holland 1815—20, Jg. 1924, 125 ff., 1925, 101 ff., 1926, 147 ff.

de Castella, de Berlens, die Familie und die Tochter Ninette, s. 1910, 212; 1920, 56 f., 1922, 158 f., 1924, 153.

Effinger, Viktor (Franz), 1731—1825, des Kleinen Raths 1788, 1803.

Fischer von Mür, Familie: Rudolf, 1733—1806, Herr zu Bremgarten, Vogt zu Midau 1770—76, Oberhofen 1790 bis 1796; der Sohn Heinr. Friedrich, 1754—1833, des Gr. Rats 1795. Im Sommer im Gut am Riedweg.

Fischer v. Reichenbach, Familie: Jg. 1915, 215, Ludwig Emanuel 1738—1815, der CC 1775, Wangen 1789—95. Söhne: Ludwig 1772—1859, Mitgl. d. kleinen Kantonsrats 1805, Oberamtm. Delsberg 1822—1828 (er war verheiratet mit Sophie Charlotte Beerleder), Karl 1775 bis 1841, d. Stadtrats 1816, d. Gr. Rats 1821; die jüngste Tochter Lisette geb. 1780, s. 1915, 216; 1911, 106; 1920, 75, 85; 1921, 201, 204, 222, 229; 1922, 131, 133, 135; 1926, 179 (sie blieb ledig).

v. Graffenried, Anton, „von Muri“, 1769—1844, Offiz. in Holland, Oberst des Seelandes 1802, Stadtrat 1803, Direktor des Berichthauses 1817, Präsj. d. Rauffleistes.

v. Graffenried, Bernhard, 1773—1798, Offiz. in Frankreich, dann in Bern.

v. Graffenried (Joh.) Friedr., 1746—1817, Vogt von Sumiswald 1782—88, des Kleinen Raths 1803.

v. Graffenried, Viktor, 1766—1833, Zeughausbuchhalter (1915, 210), d. Gr. R. 1816.

Hartmann, Sigmd. Eman., 1759—1833, Oberamtm. v. Narwangen, 1803—09, vgl. P. Kasser im Archiv des Hist. Vereins Bern XIX.

Hermann, Bernhard, Amtsstatthalter v. Bern 1803.

Hortin, Eman., 1765—1814, Buchdrucker, spät. Oberstlt. der Artillerie.

Hürsch, Drag.-Lt. v. Zofingen, s. 1926, 167.

Jenner, Ferd. Beat. Ludwig, 1762—1837, Seckelmstr. 1803—1826.

Jth, Joh. Samuel, 1747—1813, Prof. der Theologie, Dekan.

Jük, Familie, von Schwyz, s. 1921, 208; Schweizer. Geschlechterbuch II, 261; 1923, 117. Ueber Frau Jük geb. Ulrich, die mit ihrem kleinen Knaben im Hause des Obersten Morlot im Schwand Aufnahme gefunden. 1921, 209; 1923, 117; 1927, 145 f. Ueber die Tochter Rosa s. 1921, 208, 224, 228; 1922, 133 ff.; 1923, 111 ff.; 1924, 141; 1925, 150, 158; 1926, 151, 154, 157, 178; 1927, 139 ff.

Lentulus, Bernhard Scipio, 1770—1825, Oberamtm. z. Büren 1816—22.

May, Gabriel Rudolf, von Allmendingen, Scharfschützenhauptmann 1776—1817.

May, Ludwig, allié Félicité de Seyssel von Annecy, Oberst eines Schweiz. Regiments in napol. Diensten, Maréchal de camp, 1764—1833.

v. Mülinen, Nikl. Fried. 1760—1833, Schultheiß 1803—6, 14—27.

v. Muralt, Bernhard Ludwig, 1744—1826, d. Kl. Rats 1796 u. 1803.

v. Muralt, sein gleichnamiger Sohn, 1777—1858, Oberamtm. z. Wangen 1803—09, in Thun 1820, Seckelmstr. 1826.

Mutach, Gabriel, 1738—1823, Art.-Oberst, Stiftamtmann, Gutsbes. in Beitwil (1910, 209), seine Frau Henriette, geb. Fischer v. Reichenbach (1919, 194), Taufpatin K. L. Stettlers.

Mutach, Karl Ludwig, 1769—1833, von Holligen, Oberstlt., Oberamtm. z. Wangen 1810—16, Appellationsrichter 1817, wurde am 2. V. 1800 getraut mit Maria Steiger (v. Grandson).

Neu, Michel, 1769—1815, General, Marschall 1804, Gesandter in Bern 1803.

Risold, Sam. Gottl., 1756—1827, Prof., Dekan 1813.

Steiger, Joh. Karl, 1754—1824, der CC 1785, Salzfasserverwalter. Sein Gut in Praz, 1921, 207; 1922, 157 f.; Berner Tagbl., Nr. 281, 1928.

Stettler, Karl (Ludwig), 1773—1858, der Verfasser dieser Erinnerungen, Gutsbesitzer in Köniz, Art.-Hauptm. 1802, d. Gr. Rats 1814, Oberamtm. v. Trachselwald, 1815 bis 1821, Appellationsrichter 1829, verheiratete sich 1804 mit Rosa Zück, s. d. Bgl. die Bände 1910—27.

Stettler, Rudolf, Bruder des vorangeh., 1774—1813, Offiz. im Piemont, d. Gr. Rats 1803, Oberamtmann in Wimmis 1804—10, verheiratete sich 1801 mit Maria Philipp. Sophie Breslé v. Straburg (1921, 233; 1922, 162; 1923, 120 f. Deren Schwester Justine, s. 1924, 120; 1927, 141.

Stettler, Rudolf, 1746—1809, Brigadier im Piemont bis 1799, der CC 1785, Besitzer des Wylergutes (1916, 185). Seine Frau war Sophie v. Tavel (1916, 190).

Stettler, Gottl. 1778—1842 (Sohn des Samuel, Landvogtes von Gottstatt 1794—98, † 1813 auf seinem Gut in Longwy, Lothringen), Offiz. im Piemont, von 1804 an Verwalter der Salpeterrefinerie in Bern. Seine Schwester Melanie, geb. 1776, s. 1910, 265; 1915, 204 f., 233 f.; 1916, 169; 1917, 237 ff., 248; 1918, 247 ff., 257 f., 270 f.; 1919, 179 f., 197 f., 194; 1920, 77; 1921, 205, 214 f.; 1923, 143.

Stettler (Gottl.) Friedrich 1787—1807, Stiefbruder Karl (Ludwigs), Offiz. in engl. Diensten in Aegypten, s. 1916, 192; 1920, 62. Dessen Mutter s. von Wattenwyl, Fr.

Stettler, Albrecht, 1774—1856, Sohn des Deutsch-Sekelmeisters Rud. Stettler, Offiz. im Piemont, Amtschreiber v. Wangen 1803—32 (1913, 182).

Tschiffeli, Rud. 1775—1845, Offiz. in Piemont, Weinhändler, † in Brasilien.

Ulrich, Alt-Landschreiber von Schwyz in Luzern, 1927, 145 f., 154, 158.

Ulrich, Büchsenmacher, in Bern, 1927, 147, 151 f., 154. v. Wattenwyl, David Salomon Ludwig, 1742—1808, der CC 1775, Landv. v. Fraubrunnen 1793—98, vermutl. bezeichnet mit v. W. v. F. (1922, 156).

v. Wattenwyl, Friedrich, 1753—1838, Oberst, später Generalmajor in englischen Diensten. Er verheiratete sich 1799 mit der Stiefmutter Karl Ludwig Stettlers, Elisabeth geb. Fischer (1916, 188; 1910, 201; 1920, 78).

v. Wattenwyl, Nikl. Rudolf, 1760—1832, Schultheiß 1803—31.

v. Wattenwyl, Sigmd. Eman. David, 1769—1817, General 1802.

v. Wattenwyl, Salomon Rud., 1775—1806, gen. v. Oberhofen.